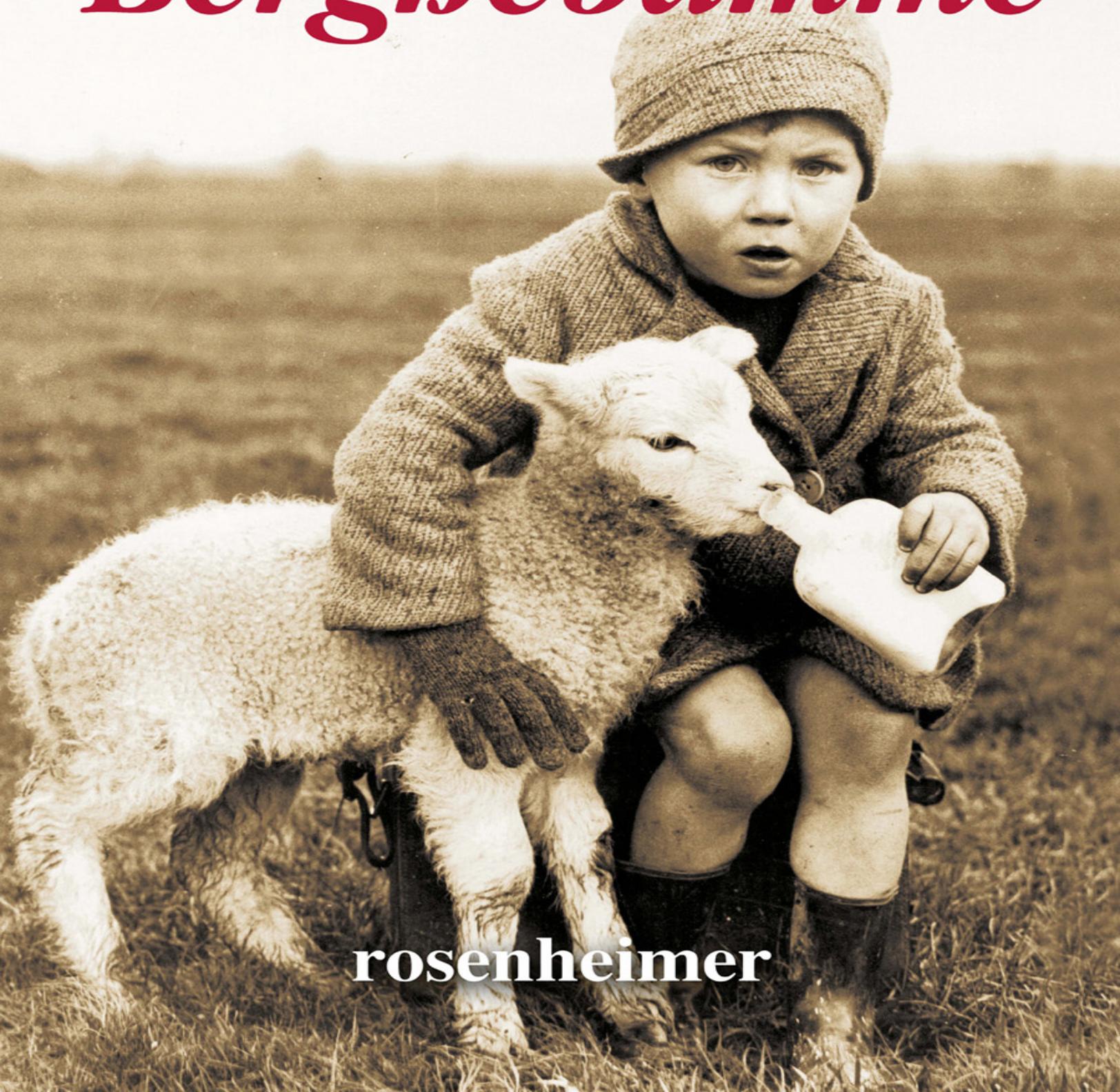


**Roswitha Gruber**

***Mein Leben als  
Berghebamme***



**rosenheimer**

Roswitha Gruber

*Mein Leben als  
Berghebamme*



rosenheimer

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Rosenheimer Verlagshaus  
erschienenen Originalausgabe 2011

© 2014 Rosenheimer Verlagshaus GmbH & Co. KG, Rosenheim  
[www.rosenheimer.com](http://www.rosenheimer.com)

Titelbild: getty images, Fox Photos

Lektorat und Bearbeitung: Ulrike Nickel, Herrsching am Ammersee

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

eISBN 978-3-475-54320-3 (epub)

## Worum geht es im Buch?

Roswitha Gruber

### **Mein Leben als Berghebamme**

Ergreifend und einfühlsam erzählt Roswitha Gruber Geschichten aus dem Leben der Berghebamme Marianne, die in ihren 35 Berufsjahren über 3.000 Kindern geholfen hat, das Licht der Welt zu erblicken. Bei Wind und Wetter, zu jeder Tages- und Nachtzeit war Marianne zur Stelle, wenn es darum ging, Mutter und Kind die Geburt zu erleichtern. Die bewegenden und außergewöhnlichen Erlebnisse, bei denen Freud und Leid oft dicht beieinander lagen, werden von der erfolgreichen Autorin detailgetreu und liebevoll geschildert.

# Inhaltsverzeichnis

Gefährliche Aufklärung  
Der Entschluss  
In der Hebammenschule  
Die Feuertaufe  
In der Dachkammer  
Lawinen  
Alle Heiligen  
Gewissensentscheidung  
Ein nächtliches Abenteuer  
Mannsbilder  
Unsteril  
Schandmäuler  
Wettlauf mit dem Klapperstorch  
Eine Aschenputtelgeschichte  
Der Kinobesuch  
Am laufenden Band  
Der schiefe Turm  
Die Pistenraupe  
Die doppelte Taufe  
Das verschenkte Kind  
Das Kuckuckskind  
Doppeltes Glück  
Der schönste Beruf der Welt

## Gefährliche Aufklärung

Es ist mir nicht an der Wiege gesungen worden, dass ich einmal Hebamme werden würde, denn bei meiner Geburt schien mein Weg in groben Zügen festgelegt. Als erstes Kind eines Bergbauern geboren, gab es für mich eigentlich nur zwei Möglichkeiten: Entweder würde ich eines Tages einen Bauern heiraten und mich auf einem mehr oder weniger großen Hof mit Schwiegereltern und einer Schar eigener Kinder ablagen, oder ich würde mich als ledige Tante auf dem elterlichen Hof um Haushalt und Kinder des ältesten Bruders kümmern – falls ein Sohn nachkam, wovon man in der Regel jedoch angesichts des reichen Kindersegens ausgehen konnte. Vorbilder für einen solchen Lebensweg gab es in der Familie genug, sowohl auf väterlicher als auch auf mütterlicher Seite.

Zwei Jahre später kam der erhoffte Hoferbe, und es sollte, wie erwartet, nicht bei dem einen Sohn bleiben. Weitere Brüder und Schwestern folgten, und so ging die Kathi, unsere Storchentante, wie die Hebamme von uns Kindern genannt wurde, mit schöner Regelmäßigkeit bei uns aus und ein. Da ich die Älteste in der Geschwisterreihe war, nahm ich die Besuche der Kathi ziemlich genau wahr, wenngleich ich natürlich über die konkreten Aufgaben einer Hebamme zunächst nicht wirklich Bescheid wusste.

Immerhin stellte ich sehr schnell fest, dass jedes Mal, wenn sie bei uns auftauchte und in der Schlafkammer verschwand, wo sie dann stundenlang mit der Mutter blieb, am Ende ein neues Kind in der Wiege lag. Bald vermutete ich einen gewissen Zusammenhang zwischen dieser Tatsache und ihren Besuchen, wobei ich mir jedoch eine merkwürdige Erklärung zusammenreimte. Da sie immer eine große braune Ledertasche bei sich trug, keimte in mir nämlich der Verdacht auf, dass sie darin die Kinder mitbrachte.

Weiter dachte ich zunächst nicht – woher sie die vielen Kinder nahm, darüber machte ich mir keine Gedanken. Viel stärker beschäftigte mich die Frage, warum sie die Kinder nicht selbst behielt und vor allem, wenn sie sie schon los sein wollte, warum sie sie immer zu uns brachte. Nach ein paar Jahren war ich nämlich zu der Überzeugung gekommen, dass wir allmählich wirklich mehr als genug hatten. Auch wunderte es mich, dass sie die Kinder ausgerechnet dann brachte, wenn meine Mutter krank im Bett lag und sich nicht um uns kümmern konnte, geschweige denn um einen hilflosen Säugling. Eines hielt ich der Hebamme jedoch zugute – sie besaß wenigstens Anstand genug, noch einige Tage lang bei uns hereinzuschauen, um das Neugeborene zu versorgen, weil unsere Mutter dazu ja nicht in der Lage war.

Einige Monate nach meinem fünften Geburtstag sah ich wieder einmal die Kathi mit ihrer großen Tasche im elterlichen Schlafzimmer verschwinden. Uns Kinder scheuchte man wie immer in die Küche, wo uns die Großmutter beaufsichtigte, die scheinbar rein zufällig am Vortag bei uns hereingeschneit war. Während wir gerade am Mittagstisch saßen, streckte die Hebamme gut gelaunt ihren Kopf zur Tür herein: »Ich gratuliere, Hausbacherin, ihr habt wieder einen Buben.«

»Dank dir schön, Kathi«, rief ihr die Großmutter nach, als die Storchentante schon fast an der Haustür war. Wie ein Wiesel flitzte ich hinterher, denn jetzt wollte ich es endlich genau wissen. Das war doch kein Zufall: die Ankunft der Kathi, die große Tasche, und bei ihrem Weggang ein neuer Schreihals im Haus! Bis zum Hoftor trippelte ich neben ihr her und drängte: »Sag mal, Kathi, immer wenn du bei uns warst, haben wir ein neues Kind.«

»Ja, das stimmt«, war ihre knappe Antwort, die mich jedoch keineswegs zufriedenstellte, denn von dieser Tatsache konnte ich mich schließlich mit meinen eigenen Augen überzeugen.

Aber ich ließ nicht locker – ich wollte und musste es wissen, was es auf sich hatte mit den Kindern. »Gell, du bringst die kleinen Kinder in deiner Tasche?«, flüsterte ich verschwörerisch.

Die Kathi schaute mich ein wenig verwundert an. »Genau, das stimmt«, antwortete sie schmunzelnd. Da sie mir das Wichtigste noch immer nicht

verraten hatte, forschte ich weiter: »Und wo kriegst du die Kinder her?«

Sie schien einen Moment zu überlegen und erklärte dann: »Weißt, Nanni, der Storch bringt sie von weit her und legt sie mir vor die Haustür. Da brauch ich sie nur aufzuheben. Manchmal lässt er aber auch eines, wenn er sich gerade einen Frosch fangen will, in den Bach fallen. Wenn dann so ein Kleines angeschwommen kommt, fische ich es heraus.«

So, jetzt wusste ich wenigstens Bescheid. Dankbar verabschiedete ich mich von der Kathi und kehrte an meinen Teller zurück.

In den folgenden Tagen trieb es mich, sobald ich meinen kleinen häuslichen Pflichten entkommen konnte, hinunter zum Bach, der unweit unseres Hofes entlang floss. Dort hockte ich mich hin und starrte angestrengt in das plätschernde Wasser. Wenn die Kathi hier immer wieder ein kleines Kind fand, dann sollte mir das doch auch gelingen, dachte ich. Meine Chancen mussten sogar erheblich größer sein als die ihren, denn ehe der Bach bei ihrem Haus ankam, floss er bei uns vorbei. Wenn die Kathi das Kind herausfischte und es ohnehin zu uns brachte, dann konnte ich das doch gleich selbst erledigen. Ich wollte es der Mutter aber nicht bringen, solange sie krank im Bett lag, sondern warten, bis sie gesund war.

Es gab da eine bevorzugte Stelle, wo ich besonders gern saß. Sie war ganz nah am Wehr, an dem man einen Teil des Baches zur Mühle ableiten konnte. Eines Tages wurden mir das lange Sitzen und das sture ins Wasser-Starren zu langweilig. Ich stand auf, balancierte auf dem Wehr herum und beobachtete von dort aus das vorbeirauschende Wasser. Bald darauf wurde wirklich ein Kind aus dem Bach gefischt. Aber nicht von mir und auch nicht von der Hebamme, sondern von der Nachbarin.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem eigenen Bett. Über mir sah ich das besorgte Gesicht meiner Großmutter. »Aber Dirndl, was machst du für Sachen?« Ein milder Vorwurf, vor allem aber Erleichterung war aus ihrer Stimme zu hören.

»Ich wollte doch nur nachschauen, ob im Bach ein Kind schwimmt«, antwortete ich kleinlaut.

»Ja, da ist eins geschwommen. Aber das warst du.«

Da dämmerte es mir: Ich war vom Wehr abgerutscht und in die Tiefe gestürzt. Dann muss ich das Bewusstsein verloren haben.

»Du wärst jetzt tot«, fuhr meine Großmutter fort, »wenn die Nachbarin nicht zufällig aus dem Haus gekommen wäre und deinen Schrei gehört hätte. Da ist sie beherzt hinzugesprungen. Sie konnte dich grad noch rausziehen, bevor du in den Strudel geraten bist.«

Oh mein Gott, der Strudel! Dort wäre ich unrettbar verloren gewesen.

»Ich wollte doch nur sehen, ob ich nicht auch so ein ganz kleines Kind im Bach finde«, führte ich zu meiner Verteidigung an.

»Wie kommst du denn auf solchen Blödsinn?«, wollte die Großmutter wissen.

»Die Kathi hat's mir erzählt. Sie fischt manchmal eins aus dem Bach, wenn der Storch es hat reinfallen lassen.«

»Wie kann die Kathi nur solch einen Schwachsinn verzapfen«, empörte sich die Großmutter. »Der werde ich was erzählen, wenn ich sie das nächste Mal sehe.«

»Wo hat die Kathi die Kinder denn sonst her, wenn nicht aus dem Bach?«, versuchte ich endlich die Wahrheit zu erfahren. Verlegen schaute die alte Frau eine Weile geradeaus, bevor sie etwas unwirsch antwortete: »Was weiß ich, wo sie die Kinder hernimmt. Jedenfalls nicht aus dem Bach.«

»Ja, aber woher denn dann?«, fragte ich ungeduldig und enttäuscht, dass ich schon wieder abgewimmelt werden sollte.

»Das wirst du noch früh genug erfahren.«

Von Stunde an ließ mich das Thema Kinderkriegen nicht mehr los. Wo immer es möglich war, versuchte ich, mich auf diesem Gebiet schlau zu machen, aber der Informationsfluss war nur äußerst spärlich.

Die Hebamme kam noch oft zu uns ins Haus, bis wir zehn Geschwister waren und es endlich andere Abnehmer für die Kinder der Kathi zu geben schien. Obwohl mich diese ganzen undurchsichtigen Geschichten nach wie vor brennend interessierten, machte ich seit meinem wenig heldenhaften Erlebnis am Bach einen großen Bogen um die Storchentante, der ich es irgendwie übel nahm, weil sie sich so offensichtlich über mich lustig gemacht und solch dumme Antworten gegeben hatte. Ich wagte es nie wieder, sie etwas zu fragen, denn dass man mich für dumm verkaufte, das konnte ich nicht leiden.

Aber so war es halt damals. Selbst die Erwachsenen redeten oft nur verschämt über manche Dinge – wie sollten sie da in der Lage sein, offen mit ihren Kindern zu sprechen, vor allem wenn es um sexuelle Aufklärung ging. Nicht wenige Frauen sind nur halbherzig aufgeklärt in die Ehe gegangen, und viele andere wurden zu »gefallenen Mädchen«, weil sie keine Ahnung hatten, wie sich das verhielt mit Schwangerschaft und Kinderkriegen.

Man könnte nun annehmen, ich sei Hebamme geworden, um endlich hinter das Geheimnis des Lebens zu kommen. Weit gefehlt, denn trotz meines ausgeprägten Interesses an allem, was mit Schwangerschaft und Geburt und den Aufgaben einer Hebamme zu tun hatte, dachte ich nicht im Entferntesten daran, selbst eine zu werden. Meine Ambitionen gingen traditionsgemäß in eine andere Richtung. Nähen wollte ich lernen und Haushaltführung, damit ich irgendwann heiraten und eine Familie gründen konnte. So war das damals nach dem Krieg noch in unseren recht einsamen Tälern des Salzburger Landes.

## Der Entschluss

Zunächst schien auch alles auf dem vorgezeichneten Weg zu laufen, wenn man davon absieht, dass ich nicht in einen Bauernhof einheiratete, sondern zur Enttäuschung meiner Eltern einen Bahnangestellten zum Mann nahm, den sie abfällig als »Hungerleider« bezeichneten. Ich war dreiundzwanzig Jahre alt, arglos und im übertragenen Sinn blauäugig. Wie damals die meisten Mädchen glaubte ich, damit bis ans Ende meiner Tage versorgt zu sein. Die Rollenverteilung war für uns klar: Der Mann ging zur Arbeit, um Geld herbeizuschaffen, die Frau bereitete ihm ein behagliches Heim, bekam einige Kinder und zog sie groß. Doch nach einigen Jahren sollte ich aus meinem Wolkenkuckucksheim unsanft auf dem Boden der Wirklichkeit landen.

Zunächst bekam ich jedoch wie üblich nach einem Jahr das erste Kind, wunschgemäß einen Buben, und nach anderthalb Jahren folgte ebenso wunschgemäß ein niedliches Mädchen. Damit hätte mein Glück vollkommen sein können, zumal beide Kinder gesund waren und sich prächtig entwickelten. Über Beschäftigungsmangel konnte ich nicht klagen, denn zur Entlastung der Haushaltskasse zog ich in einem kleinen Nutzgarten alles, was wir so brauchten an Gemüse, Obst und Salaten. Außerdem machte der Haushalt, obgleich die Wohnung winzig war, viel Arbeit. Noch hatte die Technik mit ihren vielen Erleichterungen zumindest in den normalen Haushalten nicht Einzug gehalten – das war nur etwas für Großverdiener, während die kleinen Leute alles noch in anstrengender, zeitraubender Handarbeit erledigen mussten.

Auch Wegwerfwindeln gab es nicht, jedenfalls nicht für mich. Meine Kinder wurden noch in den guten alten Mullwindeln groß, die in einem Kessel auf dem Kohlenherd zunächst gekocht und anschließend von Hand gerubbelt und in kaltem Wasser geschwenkt werden mussten. Bei zwei

Kleinkindern kam da am Tag einiges zusammen. Oft habe ich sehnsüchtig gedacht, wie schön es wäre, wenn wir uns das eine oder andere Gerät, die eine oder andere Maschine zur Erleichterung der Hausarbeit leisten könnten, doch nie war genug Geld da.

Wenn du einen Beruf hättest, ging es mir immer wieder durch den Kopf, dann könntest du etwas dazuverdienen, dann kämen wir besser über die Runden. Was aber konnte man schon tun als ungelernete Kraft? Und wohin mit zwei Kindern im Krabbelalter?

Als meine Tochter drei Jahre alt war und der Sohn viereinhalb, tat sich mir plötzlich eine Möglichkeit auf, denn im Sägewerk eines Nachbardorfes wurde eine Arbeitskraft gesucht. Obwohl mir klar war, dass man dort an einen Mann dachte, beschloss ich, mich um diese Stelle zu bewerben. Ich konnte immerhin mit einschlägigen Kenntnissen aufwarten, denn daheim auf unserem Hof hatte ich wie ein Holzknecht arbeiten müssen. Seit ich zwölf war, hatte mich der Vater mit in den Wald genommen, wo ich ihm bei allen anfallenden Arbeiten helfen musste. Da war keine Rücksicht darauf genommen worden, dass ich ein Mädchen war.

Mutig bewarb ich mich um die freie Stelle, aber nicht mit einem säuberlich aufgesetzten Schreiben. Nein, ich ging gleich persönlich hin. Mit zur Seite gelegtem Kopf musterte mich der Besitzer von oben bis unten, bis sich ihm schließlich folgender Satz entrang: »So, jetzt möchten die Weiberleut schon im Sägewerk arbeiten?«

Da ich auf diese Feststellung hin nur nickte, quälte er sich einen weiteren Satz ab: »Das ist ja eine ganz neue Mode. Das ist doch Männerarbeit, und dafür such ich ein Mannsbild.«

»Bis jetzt hast aber keins gefunden«, konterte ich selbstbewusst.

»Stimmt. Also, wenn ich bis nächste Woche noch immer keins hab, kannst es probieren.«

Ich probierte es wirklich. Da meine Kinder mittlerweile aus dem Gröbsten heraus waren, zeigte meine Mutter sich bereit, sie tagsüber zu betreuen. Morgens vor der Arbeit konnte ich sie bei ihr abliefern und abends wieder einsammeln.

Nach einigen Tagen, mein wortkarger Chef hatte mir eine Weile auf die Finger geschaut, brummte er: »Du bist zwar eine Frau, aber schaffen tust

wie ein Mann. Das hätt ich dir nie zugetraut.«

Obwohl diese anerkennenden Worte mich freuten, wollte ich auf dieser Stelle nicht alt werden, denn die Schlepperei und das Stapeln des schweren Holzes waren kraftraubend. Wenn wenigstens der Verdienst entsprechend gewesen wäre! Weil ich mich aber mit einem Hungerlohn begnügen musste, der mir für die harte Arbeit ganz und gar unangemessen schien, kündigte ich nach einem halben Jahr. Mein Chef war maßlos enttäuscht.

»Wieso willst denn schon wieder gehen? Du bist doch unser bester Mann!«, sagte er mit seinem merkwürdigen Humor, doch ich ließ mich nicht umstimmen. Allerdings nannte ich nicht die wahren Gründe für meine Kündigung, sondern schob meine Kinder vor. Die Betreuung durch die Großmutter klappte nicht so, wie erhofft, erklärte ich ihm, und deshalb müsse ich mich selbst wieder um sie kümmern.

Inzwischen war ich achtundzwanzig Jahre alt und saß wieder zu Hause, mit zwei kleinen Kindern, ohne Geld, ohne Beruf, ohne Selbstwertgefühl und ohne Perspektive. Als ich so mitten in einem Stimmungstief steckte und mir die Decke auf den Kopf fiel, beschloss ich, eine Freundin zu besuchen, die in ein Nachbartal geheiratet hatte. Ich brauchte Tapetenwechsel und einen Menschen, mit dem ich reden konnte. Kurz entschlossen übergab ich die Kinder an einem Wochenende der Obhut ihres Vaters und machte mich auf den Weg.

Das kleine Schwätzchen mit der Schulfreundin tat mir wirklich gut und lenkte mich ein bisschen von meinen Alltagsorgen ab. Beiläufig erwähnte Annemarie, dass die alte Hebamme, bei der sie ihre beiden Kinder bekommen hatte, vor einigen Wochen gestorben sei und die Gemeinde nach einem Ersatz Ausschau halte.

Das wäre etwas für mich! Dieser Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitz.

Was die Freundin sonst noch erzählte, nahm ich gar nicht mehr zur Kenntnis. Vor meinem geistigen Auge tauchte die Hebamme auf, die mich zweimal entbunden hatte. Eine sympathische Person, so zwischen fünfzig und sechzig, weder groß noch klein, weder dick noch dünn, mit streng zurückgekämmten Haar, das im Nacken zu einem Knoten zusammengesteckt war. Ihre Art hatte mir gefallen, wie sie fachkundig,

selbstbewusst und sicher mit mir und den anderen werdenden Müttern umgegangen war.

Meine erste Begegnung mit ihr fand in den Morgenstunden eines heißen Augusttages statt. Ganz in der Frühe hatten bei mir die Wehen eingesetzt, die ich zunächst jedoch nicht als solche erkannte. Zwar war ich durch meine vielen jüngeren Geschwister in der Säuglingspflege ziemlich perfekt, doch meine Aufklärung hinsichtlich Geburt und Schwangerschaft war eher minimal gewesen. Immerhin bekam ich mit, dass ich schwanger war, als die Regel ausblieb. Diesen Zusammenhang hatten mir noch während der Schulzeit Mitschülerinnen hinter vorgehaltener Hand zugewispert. Irgendwo hatte ich ebenfalls aufgeschnappt, dass man vor einer Geburt Wehen hatte, es jedoch noch sehr lange dauern konnte, bis das Kind kam. Das war dann auch schon alles.

Als die Wehen heftiger wurden, beschlich mich der Verdacht, das könnte irgendwie darauf hindeuten, dass mein Kind bald auf die Welt wollte. Trotzdem fuhr ich unbeirrt mit meiner Hausarbeit fort und bereitete für meinen Mann einen Topf Suppe sowie eine große Portion Semmelknödel vor, denn schließlich sollte er wenigstens für die ersten Tage meiner Abwesenheit etwas zu essen haben. Doch irgendwann konnte selbst ich die warnenden Zeichen nicht mehr übersehen. Da mein Mann erst am späten Nachmittag nach Hause kommen würde, musste ich handeln. Also holte ich vom Kleiderschrank die alte Reisetasche, die aus meinem Elterhaus stammte, und begann zu packen.

Da inzwischen die Wehenpausen zunehmend kürzer wurden, warf ich nur das Notwendigste hinein und machte mich auf den Weg in Richtung Altenheim, wo die Gemeindehebamme ein Entbindungszimmer unterhielt. Das war ein Angebot für solche Frauen, die zu Hause nicht entbinden konnten oder wollten, weil die nötigen Voraussetzungen fehlten. Wenn sie bei jemandem fehlten, dann bei uns. Unsere Wohnung bestand aus zwei winzigen Räumen ohne fließendes Wasser, ohne Toilette. Außerdem hätte es niemanden gegeben, der mich und den Säugling anschließend gepflegt hätte. Also war das Altenheim für mich genau das Richtige.

Kaum war ich auf dem Weg, setzte wieder eine starke Wehe ein. Halt suchend lehnte ich mich an einen Baumstamm und atmete ganz instinktiv

kräftig durch, denn gesagt hatte mir das niemand. Und als ich wenig später merkte, dass zwischen den Beinen eine Flüssigkeit herunterlief, hatte ich ebenfalls keine Ahnung, was das zu bedeuten hatte. Ich war nur erleichtert, dass es kein Blut war.

Was sollte ich tun? Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Mir blieb nichts anderes übrig, als mit zusammengepressten Oberschenkeln weiterzumarschieren. Die Minuten wurden zu einer Ewigkeit.

Total erschöpft – von der Hitze, von den Schmerzen, von der unnatürlichen Art des Gehens – kam ich an der Pforte des Altenheimes an. Der Schwester dort musste ich nicht erklären, dass ich zum Entbindungszimmer wollte und dass ich die Hebamme brauchte. Ein Blick auf meinen Zustand hatte ihr genügt.

»Da hast Glück. Die Hebamme kommt ohnehin gleich, weil sie nach einer Wöchnerin schauen muss.«

Sie nahm meine Personalien auf und führte mich in ein weiß getünchtes Zimmer, in dem ein Metallbett stand, das von allen Seiten zugänglich war. Die Gitterstäbe waren weiß lackiert und die Kissen mit blütenweißer Wäsche bezogen. Alles wirkte sehr sauber, aber gleichzeitig schrecklich kalt und kahl. Ermattet ließ ich mich auf den einzigen Stuhl, den ich im Raum entdecken konnte, fallen und kam mir gottverlassen vor – trotz der Augusthitze begann ich bis ins Innerste zu frösteln.

Der Abstand zwischen den Wehen wurde immer kürzer und jede Wehe immer stärker als die vorangegangene. Bedeutete das, dass die Geburt unmittelbar bevorstand? Ich fühlte mich allein mit meiner Frage, und Angst stieg in mir hoch. Was, wenn die Hebamme nicht rechtzeitig kam?

Um mich abzulenken, schaute ich mich weiter im Zimmer um. An der dem Bett gegenüberliegenden Wand standen fünf Babykörbchen – zu gern hätte ich hineingeschaut, um zu sehen, ob Säuglinge darin lagen. Aber aus Sorge, mein Kind könnte auf den Boden fallen, blieb ich sitzen. An der Wand neben der Tür stand eine Kommode mit einer weichen Auflage, offensichtlich zum Wickeln der Säuglinge. Daneben erkannte ich eine Babybadewanne, eine Babywaage, einen Stoß Windeln und einige Frotteetücher. Ehe ich dazu kam, die anderen Gerätschaften zu identifizieren, öffnete sich die Tür, und schnellen Schrittes trat jemand ein.

»Grüß Gott, ich bin die Traudl, deine Hebamme«, stellte sie sich vor, reichte mir die Hand und angelte sich dann den Kittel, der am Türhaken hing. Bei ihrem Anblick fiel mir eine Zentnerlast vom Herzen, und aufgeregt erzählte ich ihr von der verlorenen Flüssigkeit.

»Das war nur Fruchtwasser«, beruhigte sie mich. »Dann schauen wir mal, wie weit wir sind.«

Die Art, wie sie das sagte, wie sie mir beim Ablegen der Kleidung half, wie sie mir mein Nachthemd überstreifte und mir in das hohe Entbindungsbett half, tat mir unendlich gut – sie wirkte so ruhig und strömte etwas Beruhigendes aus. Auch bei allem, was sie während und nach der Untersuchung sagte und tat, war sie dermaßen fürsorglich und behutsam, dass ich mich geborgen fühlte wie noch nie in meinem Leben.

Nachdem innerhalb kurzer Zeit ein hübscher, kräftiger Junge ans Licht der Welt gekommen war, brachte sie mich in das sogenannte Wochenzimmer, wo bereits eine andere junge Frau lag. Ich genoss die zehn Tage in der Annehmlichkeit dieses Raumes und ließ mich gern ein wenig verwöhnen und umsorgen. Und als ich schließlich mit meinem kleinen Bündel im Arm das Heim verlassen musste, schwor ich mir, dass ich nie irgendwo anders als in diesem Haus und bei dieser Hebamme entbinden wollte.

Anderthalb Jahre später war es wieder so weit. Abermals stand ich allein auf weiter Flur, als bei mir die Wehen einsetzten. Es war in den ersten Februartagen, und Eisblumen blühten in märchenhafter Pracht an den kleinen Fenstern unserer Wohnung, sodass ich nicht hinausschauen konnte. Gott sei Dank hatte es in der Nacht keinen Neuschnee mehr gegeben, doch der Schnee von gestern reichte völlig aus, um mir den Weg bis zur Bushaltestelle beschwerlich zu machen.

Es war ein Glück, dass ich diesmal meine Vorbereitungen besser getroffen hatte. Den Buben hatte ich vorsichtshalber schon vor einer Woche zu meiner Mutter gebracht, und meine Reisetasche stand gepackt neben der Wohnungstür. Bereits die erste Wehe war so stark, dass ich nicht mehr auf die Idee kam, Suppe oder Knödel zuzubereiten.

Ich zog meinen Mantel über, schlüpfte in meine Schnürschuhe und griff nach der Reisetasche. Dann watete ich durch den Schnee, der mir bis zur

halben Wade reichte, zur Bushaltestelle. Als ich dort nach wenigen Minuten ankam, hatte die Nässe meine handgestrickten, schafwollenen Strümpfe völlig durchdrungen. Zum Glück kam bald der Bus und brachte mich ans Ziel, sodass mir die Mühsal eines langen Fußmarsches diesmal erspart blieb.

Wieder saß dieselbe Schwester an der Pforte wie vor anderthalb Jahren. Sie erkannte mich gleich. »Du hast Glück! Die Hebamme ist gerade im Entbindungszimmer.«

»Ja, Nanni, du schon wieder«, begrüßte die Traudl mich erfreut. »Seit wann hast denn Wehen?«

»Seit einer guten Stunde etwa«, gab ich Auskunft.

»Du kannst so lang hier warten, ich bin gleich fertig.« Dabei wies sie auf den einzigen Stuhl, der im Raum stand, und wickelte seelenruhig ihren Säugling zu Ende. Dann nahm sie den nächsten aus seinem Körbchen, untersuchte den Inhalt seiner Windel, säuberte ihn und zog ihm in aller Gemütsruhe saubere Sachen an. Zwischendurch warf sie mir die Frage zu: »Hast Wehen?«

»Ja, schon«, gab ich zu und hielt mir den Bauch vor Schmerzen. Sie aber wickelte und wickelte. Plötzlich spürte ich einen Druck auf der Blase und stöhnte auf: »Ich glaube, ich muss aufs Klo.«

Die Traudl warf mir einen prüfenden Blick zu, und plötzlich kam Leben in sie. Jetzt ließ sie Säugling Säugling sein und packte mich energisch am Arm. »Komm, sofort ins Bett!«, sagte sie, zerrte mich zu dem hohen Bett und warf mich darauf. Die Zeit, mich ausziehen, blieb nicht mehr, denn schon kam das Kind. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich insgesamt nicht mehr als fünf Wehen gehabt.

»Das war aber knapp«, stellte die Traudl aufatmend fest, nachdem sie meine Tochter abgenabelt hatte. Sie packte mich in das letzte freie Bett im Wochenzimmer und meinte: »Jetzt darf aber keine mehr kommen. Das Haus ist voll.«

Damals war mir noch nicht im Entferntesten der Gedanke gekommen, ich könnte eines Tages in Traudls Fußstapfen treten. Erst als meine Freundin Annemarie bei unserem Sonntagsschwatz erwähnte, dass die Gemeinde eine neue Hebamme suche, war die Zeit reif. Deutlich spürte ich

mit einem Mal, dass dies ein Beruf sein müsste, der mir eine tiefe innere Befriedigung verschaffen würde. Es musste schön sein, jungen Frauen in den schweren Stunden der Geburt fachkundig beistehen zu können und ihnen Trost und Zuspruch zu geben. Doch obwohl ich mir sicher war, meine Berufung gefunden zu haben, erzählte ich zunächst niemandem von meinem Plan, denn bevor ich als Hebamme arbeiten konnte, musste ich eine harte Ausbildung durchlaufen. Und sollte ich diese nicht schaffen, brauchte niemand von dem fehlgeschlagenen Versuch zu wissen.

Zunächst hatte ich wieder einmal nicht die geringste Ahnung. Wie wurde man überhaupt Hebamme? Wie sah die Ausbildung aus, und an wen hatte man sich zuwenden? Alles musste wohl durchdacht sein, denn immerhin war ich verheiratet und Mutter von zwei kleinen Kindern. Die Traudl fiel mir ein – zu ihr würde ich gehen, denn sie konnte alle meine Fragen bestimmt beantworten und mir raten. Von ihr erhoffte ich mir nicht nur Aufklärung darüber, wie man Hebamme wurde, sondern ich erwartete, dass sie mir kompetent ab- oder zuraten konnte. Ich setzte so viel Vertrauen in sie, dass ich es ganz von ihrer Meinung abhängig machen wollte, ob ich diese Ausbildung beginnen würde oder nicht. Niemand war besser geeignet als sie.

Bereits am nächsten Tag stand ich bei ihr vor der Tür, noch bevor ich mit irgendjemandem aus meiner Familie darüber geredet hatte.

»Ja, Nanni«, rief sie überrascht aus und tastete mit routiniertem Blick meinen Bauch ab. »Was willst denn du bei mir? Es sieht nicht so aus, als ob ich bald was für dich tun könnte.«

»Das sieht nur so aus«, ging ich auf ihren scherzenden Ton ein. »Du kannst gewiss was für mich tun.«

»Da bin ich aber gespannt.«

Bei einer Tasse Kaffee am Küchentisch fiel ich mit der Tür ins Haus: »Wie wird man Hebamme?«

Sie ließ die Tasse, die sie gerade zum Mund führen wollte, sinken. Statt mir eine Antwort zu geben, stellte sie eine Gegenfrage: »Ja, möchtest du etwa Hebamme werden?«

Ich nickte nur.

»Wie kommst du denn auf die Idee?«

Als ich ihr von dem Besuch bei meiner Freundin erzählte und dass mich deren Erzählung auf die Idee gebracht hatte, seufzte sie: »Ja, ja, die Rosa, die gute Seele. Jetzt hat der Herr sie heimgeholt. Ich hab davon gehört. Und jetzt möchtest du ihre Stelle einnehmen?«

Ich nickte eifrig und mit leuchtenden Augen.

»Ja, wie willst denn das machen mit zwei kleinen Kindern? Und warum?«

»Ja, weißt, mein Mann verdient recht wenig, und von dem Wenigen trägt er auch noch einen Teil ins Wirtshaus. Da bleibt für die Kinder und mich zu wenig zum Leben.« Ich erzählte ihr von meinem ersten Versuch, dies zu ändern, nämlich von meiner Arbeit im Sägewerk.

»Als Hebamme in den Bergen wirst auch nicht reich«, versuchte sie meinen Optimismus zu dämpfen. »Auch hier kriegen die Leute immer weniger Kinder, und zudem wandern mehr und mehr Frauen zur Entbindung in die Kliniken ab.«

»Das ist mir bekannt. Trotzdem, wenn ich mich umschaue, es gibt doch noch eine ganze Reihe von Frauen, die ihre Kinder daheim kriegen. Das tät mir langen. Reich zu werden, erhoff ich mir ohnehin nicht. Nur ein bisschen dazuverdienen, damit ich mit meinen Kindern über die Runden komme.«

»Wenn's dir nur ums Verdienen geht, muss ich dir dringend abraten. Da gibt's genug andere Berufe, in denen du wesentlich mehr verdienst und dich wesentlich weniger abplagen musst.«

»Mir geht's ja nicht nur ums Verdienen«, beteuerte ich. »Mir geht es auch darum, eine sinnvolle, eine befriedigende Tätigkeit zu haben. Es muss wunderschön sein, immer wieder neuen Menschenkindern ins Leben zu helfen und die strahlenden Augen der Mütter zu sehen, wenn man ihnen das Neugeborene in den Arm legt.«

»Freilich, das ist sehr schön. Aber es gibt auch andere Momente. Denk an die ledigen Mütter, die oft gar nicht glücklich sind, wenn man ihnen ihr Kind überreicht. Überleg auch, ob du die Kraft hast, einer Mutter sagen zu müssen, dass das Kind tot oder in irgendeiner Weise behindert ist.«

Die Worte der erfahrenen Hebamme gaben mir zu denken. Eine Weile schwieg ich betreten, doch dann gewann mein Optimismus erneut die Oberhand. »Ich glaube, ich schaffe das. Von vornhinein die Flinte ins Korn

zu werfen, ist nicht meine Art. Du musst zugeben, die erfreulichen Fälle überwiegen und gleichen leicht die traurigen Erlebnisse aus.«

Sie gab mir Recht, hatte jedoch gleich einen weiteren Einwand parat: »Bedenk aber, dass der Beruf einer Hebamme in den Bergen kein Zuckerschlecken ist. Er erfordert viel Kraft und Opferbereitschaft. Oft musst du mitten in der Nacht raus – egal, ob Sommer oder Winter, egal, ob Glatteis ist oder meterhoher Schnee liegt. Deshalb solltest du dich, wenn du schon unbedingt Hebamme werden willst, um eine Anstellung in einem Krankenhaus bemühen. Da hast du geregelte Arbeitszeiten und bist nicht den Launen der Witterung ausgesetzt.«

»Nein, Traudl, genau das will ich nicht. Ich will nicht Hebamme in einem Krankenhaus werden. Dort sind mir die Menschen zu anonym, da verliere ich sie nach dem Wochenbett gleich wieder aus den Augen. Ich möchte eine Berghebamme sein, die zu den Müttern in die Häuser geht, die ihre Nöte und Probleme kennt, die den Kontakt zu ihnen behält, wenn die Wochenpflege längst zu Ende ist. Ich möchte Müttern beistehen, die mich immer wieder rufen, möchte die Entwicklung der Familie beobachten und verfolgen, was aus ›meinen‹ Kindern wird. Sag doch selbst, das ist es doch auch, was dich in den Bergen gehalten hat.«

»Gewiss, das stimmt. Bei mir ist es allerdings ein wenig einfacher als drüben in Kirchfeld, wo die Ansiedlungen teilweise sehr weit auseinander liegen und wo du auch ganz schön in die Berge hinauf musst.«

»Du weißt, dass ich ein Kind der Berge bin. Nirgendwo würde ich mich wohler fühlen als dort. Das Kirchfelder Tal sieht dem unseren so ähnlich, dass ich bestimmt kein Heimweh bekommen werde. Müsste ich dagegen in der Stadt leben, würde ich vor Sehnsucht nach den Bergen sterben.«

»Wenn du das so siehst, will ich dir nicht abraten. Aber du sollst wissen, es gehört viel Idealismus dazu. Wenn du den hast und dazu viel Courage und Opferbereitschaft, dann wirst du deinen Weg machen.«

Nachdem diese grundsätzlichen Dinge geklärt waren, konnten wir die praktische Seite angehen. Ich erfuhr, dass ich, um mein Berufsziel zu erreichen, auf eine sogenannte Hebammenlehranstalt gehen müsse, wo ich in einer achtzehnmonatigen Ausbildung praktisch und theoretisch auf meine zukünftigen Aufgaben vorbereitet würde.